Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Freiherr Johann Philipp von Hohensax
Autor: Inhelder, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571745

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

abends. Es ist eine lückenlose Dreigesichtigkeit. Für Eigenes lassen sie keinen Raum mehr. Vor- und Rück- und Umsicht töten das eigene Ge—sicht.

Auch über Thomas Thezets Gesicht waren diese drei Dampfwalzen gegangen. Den gelben Lächelsand preßten sie zwischen seine letzten Fugen. Der gelbe Lächelsand verhunzt das tüchtigste Gesicht.

„Guten Morgen, Herr Thezet!"
Lächeln, lächeln, lächeln.

„Was wünschen Sie, Herr Thezet?"
Lächeln, Lächeln, Lächeln.

„Machen Sie das so und so, Herr Thezet!"
Lächeln, lächeln, lächeln.

Zerlächelt, zerrücksichtet lag am Ende sein Leben da.

Auf was nicht alles hatte er Rücksicht nehmen müssen von Jugend auf!

Auf die Nerven der Mutter, die den ganzen Tag auf dem Sofa lag.

Auf die Partei, die unten wohnte. „Expeditors fällt der Mörtel auf den Kopf, wenn du so springst!"

Auf den ältern Bruder, der studieren durfte.

Auf die Schwestern, deren Mitgift aufgerundet werden mußte.

Auf den Vorgesetzten, der ein Schuft war.

Und die Vorsicht und die Umsicht liefen nebenher als Trabanten.

So ward sein Lebensweg eine zitternde Wanderung auf einem Grate. Rücksicht hieß der fingerschmale Steg, auf dem er zwischen Eiern tanzte. Das verwitterte Schreckenstal der Vorsicht gähnte links herauf. Rechts streckte das erstarrte Tal der Umsicht seine Fänge nach ihm aus.

Aber Thomas Thezet war ein guter Eiertänzer. Ohne Unfall kam er bis zum Meilensteine Nummer fünfzig. An diesem Tage liefen Glückwunschbriefe ein.

„Hoch dem guten Eiertänzer!
Die andern Eiertänzer"

war ihr Sinn.

Als er sie las, hatte er eine Erleuchtung. Ein Blitz riß den rücksichtsvollen Dämmer der Landschaft auf, in der er seit fünfzig Jahren ging. Er sah zurück und begriff in wenig Augenblicken, was ihm viele Jahre lang verborgen war: Ein elender Kerl war er gewesen, das Zerrbild eines Menschen, einer Persönlichkeit!

Da schämte er sich. Der jahrelange Groll des Unterdrücktseins spie seine Schwaden aus. Es würgte ihn. Er vergaß, daß er auf dem Wege ins Büreau war. Wie er ging und stand, stieg er auf einen Quaderstein der Quaistraße, die den schweigsamen Fluß einsäumte. Von diesem Postament herab hielt er eine Rede. Im Nu waren fünfzig Leute um ihn versammelt.

„Der Thomas Thezet spinnt," murmelten sie und hörten seiner Rede zu. Es war eine lange Rede aus einem langen Grolle heraus. Als ich hinzukam, war er schon am Schlusse.

„ ... und so war ich kein Mensch," schrie er, „sondern ein Klischee, ein Kompositum aus Rücksicht, Vorsicht, Nachsicht, Umsicht, Absicht, Aufsicht, Hinsicht und, was weiß ich, für Sichten oder Süchten. Ich habe niemals gesagt, was ich dachte, sondern ich sagte, was ich dachte, daß die andern erwarteten, mit Rücksicht auf das und das und dies und dies. Ich habe nie gesagt, daß mein Vorgesetzter ein Schuft ist. Ich habe nie gesagt, daß mein Bruder mir das Brot und den Lebensberuf weggeschnappt hat. Ich habe nie gesagt, daß die meisten von euch elende, innerlich zerfetzte Kerle sind, so elend und zerfetzt, wie ich selber gewesen bin. Das habe ich nie gesagt, ja ja. Aber jetzt sag' ich's. Es muß heraus. Ich will wieder werden, wie ich als kleines Kind war. Damals habe ich eine Zeit lang schreien dürfen — rücksichts l o s, und jetzt schreie ich wieder nach fünfzig Jahren, rücksichts l o s. Und es ist ja schon wahr, daß zwischen den zwei einzigen Rücksichtslosigkeiten meines Lebens ein Tal voll rücksichtsvollen Schlammes liegt — jawohl, Schlamm, Schlamm, Schlamm ..."

Eine Helmspitze tauchte hinten auf.

„ ... und jetzt könnt ihr mir alle miteinander den Buckel hinaufsteigen, ihr, ihr ..."

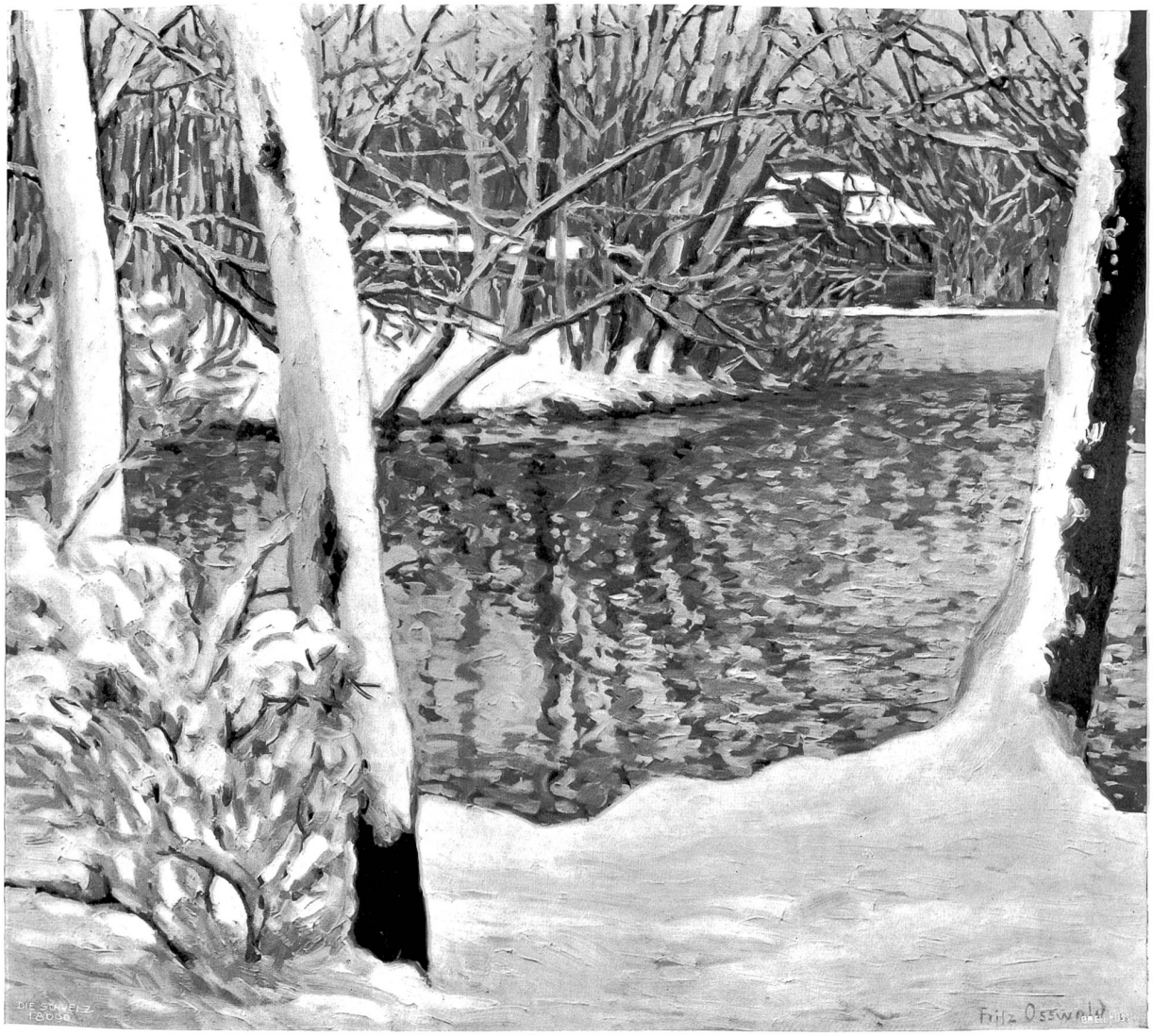
Die Stimme war ihm übergeschnappt. Und er selber ließ sich hintüber in den stillen Fluß hineinfallen. Im Fallen sah ich noch sein Gesicht. Es hatte einen erlösten Ausdruck ...

Freiherr Johann Philipp von Hohensax.

Mit Abbildung. Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Freiherr Johann Philipp von Hohensax, Sprosse eines alten schweizerischen Dynastengeschlechtes, erblickte anno 1550 das Licht der Welt auf der väterlichen Burg Forstegg bei Salez (im st. gallischen Rheintal). Sein Großvater, Freiherr Ulrich von Hohensax, Herr zu Forstegg und Bürglen (Thurgau), Bürger von Zürich, war ein Anführer der Eidgenossen im Schwabenkrieg und auf den Mailänderzügen. Der Vater Ulrich Philipp zeichnete sich in kaiserlichen und französischen Diensten aus und führte die Glaubensneuerung in der Freigrafschaft ein. Er löste die Ehe mit der ungetreuen Anna, geborenen Gräfin von Hohenzollern, und vermählte sich zum zweiten Mal mit der bürgerlichen Regina Marbach, die ihm drei Söhne, darunter J o h a n n P h i l i p p, und einige Töchter schenkte. Die vortreffliche Frau und Mutter leitete die erste Erziehung des talentvollen Knaben, der bald zur weitern Ausbildung an die Schulen zu St. Gallen und Zürich geschickt wurde. Hier lernte er Heinrich Bullinger und Josias Simmler, den gefeierten Lehrer der Stiftsschule, kennen. Johann Philipp wandte sich dem akademischen Studium zu und bezog zu diesem Zweck die hohen Schulen von Lausanne und Genf. Dem jungen schweizerischen Edelmanne wurde die Ehre zuteil, in das Gefolge Christophs, eines Sohnes Friedrichs III. von der Pfalz, aufgenommen zu werden. Er sah sich damit zugleich in die glückliche Lage versetzt, seine Studien an der Universität Heidelberg weiterführen zu können. Diese Verbindung mit dem kurpfälzischen Hofe wurde für seine Zukunft bedeutungsvoll. Während eines Aufenthaltes in Paris trat er, von Zürich und Heidelberg aus aufs beste empfohlen, mit den führenden Männern des französischen Protestantismus in persönliche Beziehung. Wie durch ein Wunder entging er dem Gemetzel der Bartholomäusnacht. Nachdem Johann Philipp eine Zeit lang am Hof des Herzogs von Mecklenburg geweilt hatte, zog es den Wissensdurstigen über das Meer nach Oxford, an den Musensitz englischer Gelehrsamkeit. Mit der Würde eines Magisters der freien Künste kehrte der junge Edelmann nach Deutschland zurück. Wegen seiner Intelligenz, Gelehrsamkeit und Sittenreinheit erwarb er sich die Gunst des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, des Schutzherrn der deutschen Reformierten. Der schweizerische Freiherr wurde pfälzischer Rat und vertrat sogar 1576 neben dem Grafen Ludwig von Sayn-Wittgenstein die Kurpfalz auf dem Reichstag zu Regensburg. Daselbst machte er die Bekanntschaft der Grafen Johann von Nassau (Bruder Wilhelms von Oranien) und Joachims des Aeltern von Ortenburg.

Der plötzliche Tod seines fürstlichen Gönners und die Thronfolge des streng lutherisch gesinnten Ludwig VI. veranlaßten Johann Philipp, seinen Abschied aus dem pfälzischen Dienste zu nehmen. Er wandte sich nach den Niederlanden, um diesen in ihrem Freiheitskampfe beizustehen. Als Oberst und Gouverneur des „Oberquartier" Geldern entflammte er den gesunkenen Mut der Bevölkerung durch die Gefangennahme des spanischen Heerführers Martin Schenk, des Siegers auf der Hardenberger Haide. Johann Ulrich von Hohensax war



Fritz Oßwald, Zürich-München. Aus dem Englischen Garten in München (1911).

seinem ältern Bruder ein allzeit treuer Waffengefährte. Die Trauung des Freiherrn Joh. Philipp mit einer Dame des hohen holländischen Adels, Adriana Françoise von Brederode, fand 1588 zu Utrecht unter Teilnahme der Spitzen der holländischen Gesellschaft statt. Die Königin Elisabeth von England ließ sich durch den Generalstatthalter Leicester vertreten.

Als die den Niederlanden durch die spanische Armada drohende Gefahr glücklich abgewendet war, trat Johann Philipp wieder in pfälzische Dienste. In Mosbach an der Elz widmete er sich neben den amtlichen Geschäften auch wissenschaftlichen Studien und führte eine umfangreiche Korrespondenz. Seine gediegene Bücherei enthielt als wertvollsten Schatz die berühmte Manessesche Sammlung von Minnesängerhandschriften. Und welch hohen Ansehens sich Johann Philipp im In- und Auslande erfreute, geht aus der Tatsache hervor, daß bei der Geburt seines Sohnes vier reformierte Schweizerstädte, sowie der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz und die Kurfürstin-Witwe Amalia Patenstelle vertraten. Mit seinen bewährten Zürcher Freunden Chorherr Stucki, Bürgermeister Keller, Stadtschreiber Gerold Escher und Antistes Gwalter blieb der Freiherr in steter Fühlung. In Straßburg, wo sich dereinst die königlichen Brüder Ludwig und Karl im Angesichte ihrer Heere Treue gelobten, setzte das freiherrliche Brüderpaar einen Erbvertrag auf, in dem einer den andern für den Fall kinderlosen Ablebens zu seinem Erben einsetzte. Da riß das Schicksal mit rauher Hand den einen von des andern Seite. Johann Ulrich fiel an der Spitze der straßburgischen Truppen bei der Erstürmung von Molsheim. Im Münster zu Straßburg wurde der Sprosse aus saxischem Geschlecht unter imposanter Trauerkundgebung beigesetzt. Nun verlegte Johann Philipp seinen Wohnsitz dauernd nach Schloß Forstegg, das ihm aus dem väterlichen Erbe zugefallen war. Er hob durch umsichtige Verwaltung die während seiner langen Abwesenheit etwas verlotterte Herrschaft, baute das Schloß wieder aus, das durch einen Brandfall stark gelitten hatte, und pflegte wohl auch den schon zu seines Vaters Zeiten wegen seiner seltenen Pflanzen berühmten Garten. Der Freiherr schloß mit der gräflich sulzischen Regierung einen Vertrag über die Rheinregulierung und gründete eine Pfarre in Salez, wie ihm denn die Sicherung des reformierten Bekenntnisses in seinem Ländchen Herzenssache war.

Da erschien der verschollene Stiefbruder Johann Albrecht nach langer Abwesenheit wieder in der Heimat. Er entstammte der ersten Ehe seines Vaters mit der Gräfin Anna von Hohenzollern. Der Vater hatte ihm den Edelsitz in Sax angewiesen. Albrecht war ein leichtsinniger Schuldenmacher. Wegen eines bösen Handels hat er fliehen müssen unter Zurücklassung seiner Gemahlin und seines Sohnes Ulrich Georg. Diese ältere Linie lebte mit der jüngern in Unfrieden, da sie die unter Vermittlung Zürichs vorgenommene Erbteilung nicht anerkannte. Dazu gesellte sich der konfessionelle Gegensatz; denn die ältere Linie war dem Katholizismus in Eifer ergeben, während Johann Philipp und seine Brüder Johann Christoph und Johann Ulrich nach dem Vorgang ihres Vaters treu zur reformierten Sache hielten. Immerhin bekundete der jetzt versöhnlicher gestimmte Bruder Johann Albrecht die Geneigtheit, sich einem Schiedsspruch in Sachen der Erbschaft unterziehen zu wollen.

Im Mai 1596 ließ sich Johann Philipp, der „Oberst", wie man ihn kurzweg nannte, auf das Drängen seines Stiefbruders Johann Albrecht bewegen, mit ihm zu Salez Gerichtstag abzuhalten (die Gerichtsbarkeit war beiden Linien gemeinsam). Nach den Verhandlungen setzte sich die Gesellschaft in der Wirtschaft zum Gelage nieder. Man war bei guter Stimmung. Da pflanzte sich plötzlich der Neffe Ulrich Georg hinter dem Stuhl seines Oheims, des Obersten, auf, begann ihn durch allerlei Stichelreden zu reizen und versetzte dem Arglosen mit einem Waidmesser einen Schlag. Festgenommen insultierte er den eigenen Vater, wand sich los, brachte dem Oheim eine zweite schwere Verletzung bei, konnte dann aber überwältigt und in

Die Mumie des Freiherrn Johann Philipp von Hohensax (1550–1596)
im Glockenturm zu Sennwald (im Rheintal, Kt. St. Gallen).

eine Kammer gesperrt werden. Der verwundete Freiherr wurde nach seinem Schloß Forstegg verbracht, wo er einen ausführlichen Bericht nach Zürich diktierte, dem er noch eine eigenhändige längere Nachschrift beifügte. Sein Zustand schien anfänglich nicht hoffnungslos, da trat plötzlich eine Verschlimmerung ein. Am 15. Mai verschied Johann Philipp „sanft und gottergeben". So fiel der bedeutende Mann als Opfer eines Parricida. Der jugendliche Verwandtenmörder, der bei der allgemeinen Verwirrung hatte entkommen können, brachte sein wertloses Leben zunächst in der Nachbarschaft jenseits des Rheines in Sicherheit. Doch erreichte ihn die rächende Nemesis. Der friedlose Geselle wurde später wegen neuer Schandtaten in Wien hingerichtet. Sein verschuldeter Vater Johann Albrecht trat seinen Anteil an der Herrschaft Sax käuflich an den Sohn des ermordeten Stiefbruders ab.

Das Geschlecht derer von Hohensax ging nun unaufhaltsam dem Niedergang entgegen. Die von Zürich für die Witwe Johann Philipps und seinen Sohn Johann Ludwig bestellte Vormundschaft vermochte der Verschwendungssucht und geradezu würdelosen Lebensführung der beiden nicht wirksam genug entgegenzutreten, und so kam es, daß der seinem Vater so ganz und gar unähnliche Johann Ludwig sich schon 1614 genötigt sah, die Freiherrschaft Sax an den Stand Zürich käuflich abzutreten. Er starb 1629 auf der kleinen Herrschaft Kempten (Zürich), ohne eheliche Nachkommen zu hinterlassen. Seine Gemahlin, die er sich aus dem hochangesehenen Geschlecht der Pappenheim erkoren hatte, hat ein wahres Dulderleben an seiner Seite geführt. Johann Christoph, der ältere Bruder Johann Philipps, dem durch Erbteilung die Herrschaft Uster (Zürich) zugefallen war, hat als biederer Landjunker seine Tage beschlossen. Sein Sohn Christoph Ludwig starb 1633 als der letzte seines Stammes. Die Leiche Johann Philipps hatte ein merkwürdiges Schicksal. Als man in den Dreißigerjahren des achtzehnten Jahrhunderts die freiherrliche Gruft in der Pfarrkirche zu Sennwald öffnete, fand man die stattliche Leiche mit dem edelgeformten Haupt völlig unversehrt, in ein violettes, seidenes Gewand gehüllt. Nun verbreitete sich im katholischen Volk jenseits des Rheins die Mär, es sei ein heiliger Leib in Sennwald gefunden worden. Da die Gruft offen geblieben war, konnte es geschehen, daß Frastenzer Burschen die Leiche stahlen. Auf Reklamation von Zürich wurde der tote Freiherr wieder ausgeliefert. Im Volke erhielt sich die Version, man habe gedroht, ihn mit Löwen und Bären (Wappen-

tiere von Zürich und Bern) abzuholen. Seit geraumer Zeit befindet sich die Leiche Johann Philipps im Glockenturm zu Sennwald in einem sargartigen Holzkasten mit Glasdeckel. Sie ist allmählich zur Mumie eingetrocknet. Wir führen sie hier unseres Wissens zum ersten Mal im Bilde vor. Die vergänglichen Reste des bedeutenden Mannes werden demnächst eine würdige Ruhestatt finden. In den Herzen der Sennwalder lebt das Andenken an Johann Philipp fort von Geschlecht zu Geschlecht. Die dreihundertste Wiederkehr seines Todestages gestaltete sich zu einer erhebenden Anhänglichkeitsbezeugung des schlichten Bauernvolkes seiner ehemaligen Freiherrschaft. Eine eingehende Schilderung der Lebensschicksale des Freiherrn Johann Philipp findet der Leser in einer Abhandlung aus der Feder Zeller-Werdmüllers, betitelt „Die Freiherren von Hohensax" (Jahrb. f. schweiz. Geschichte, III. Bd.), die dem Verfasser dieser Skizze als vorzüglichste Quelle gedient hat.

Dr. Alfred Inhelder, Rorschach.

Durch dick und dünn.

Mehr ein Memoirentitel, sicherlich, als einer Novellensammlung. Er entspricht dem bedeutendern Teil des beides vereinigenden Buches. So auch die nähere Bezeichnung: „Amerikanische Streifzüge". Es scheint, der Verfasser, Arthur von Leonhard, habe im flotten Aufzeichnen seiner sehr aufzeichnenswerten Erinnerungen ein literarisches Talent entdeckt und sich verleitet gefunden, auf dem Gebiet der Fiktion, der Novelle weitern Erfolgen nachzugehen. Da nun aber die Bedeutung seiner Publikation, wie bereits angedeutet, nicht in diesem Teil liegt, so wollen wir das auf sich beruhen lassen und um so freudiger der Hauptsache gerecht werden.

Erlebtes, frisch geschrieben, fesselt unabhängig vom Inhalt. Es birgt aber auch seine Lehren, noch heute, das Büchlein des Schatzgräbers im fernen Westen, der sich schließlich immer noch ordentlich aus der Sache zieht, weil er immerhin einiges Gelernte mitbringt, auch und vor allem Vorurteilslosigkeit und Willen. Die Enttäuschungen und die harte körperliche Arbeit der Minenleute, das Menschengemisch der neu aufgeschossenen Städte, seine Sitten, seine Justiz, die in dem famosen Funis coronat opus gipfelt, alles das wird uns mit einer in reiner Natürlichkeit wurzelnden realistischen Kraft geschildert, daß es, abgesehen von viel nachdenklicher Belehrung für allfällig minenwärts Gerichtete, ganz ohne Kunst lebendig genug interessiert. Eine andere Falte dieser Erinnerungen schenkt uns dann freilich eine ergreifende „Geschichte", „Chakka, die Indianerin", das tragische Idyll seiner kurzen Ehe mit der Tochter des flotten Häuptlings am Red River, aus der Zeit seines Flößerlebens. Ohne alle Indianergeschichtenromantik kommen wir dazu, an dieses Deutschen Liebe zu den vornehmen Urkindern des Landes zu glauben und sie zu teilen. Die bedenkliche Heimreise hinwieder, eingeschmuggelt als blinder Passagier, erleben wir so spannend mit, daß wir mit ihm zu hungern glauben. Wie er uns in medias res und auch in seine Philosophie zu führen weiß, mag am besten der Anfang der ersten Nummer des bei Albert Müller in Zürich herausgegebenen Buches zeigen:

„In den Vereinigten Staaten gibt es fast zu jeder Zeit eine Gegend, die als Eldorado gilt und wohin dann alle gescheiterten Existenzen — oft auch solche, die es werden sollen — strömen. Erst war es Kalifornien, dann kam 1859 das Pike's Peak „Excitement", wo auch Gold gefunden wurde, Anfang der Siebzigerjahre die Goldwäschereien an den Black Hills, später Leadville, Colorado mit seinen reichen Silber- und Goldlagern. Das Black Hills „Excitement" war schon etwas verblaßt, Leadville stand jedoch noch in voller Blüte, als ich mich im Sommer 1879 in St. Louis eines schönen Tages ohne Stelle fand, ebenso voll Lust nach Abenteuern wie zur Zeit, als ich erst in Amerika gelandet war; denn Abenteuer hatte mir das ruhige, arbeitsame Leben in St. Louis und teilweise auf dem Lande in Missouri während fünf Jahren nicht geboten. Mein Bruder war kurz vorher im Auftrag einiger Minenbesitzer nach Leadville gegangen, um nach deren Eigentum zu sehen. So besann ich mich nicht lange, kaufte für 40 $ ein Billet nach Leadville und setzte mich eines schönen Abends, es war etwa Mitte Juli, in die Bahn. Der Preis des Billets hatte meine Kasse beinahe ganz erschöpft. Einigen Freunden, die mich zum Bahnhof begleiteten, um mit mir den üblichen Abschiedsschoppen zu trinken, versprach ich, Nachrichten zu geben, sobald ich die erste Silbermine mein eigen nennen würde, und jeder brachte sich als besonders geeignet für einen der Hauptverwaltungsposten in Erinnerung.

Nach etwa 48stündiger Fahrt in drückendster Sommerhitze durch das öde Kansas und Colorado näherten wir uns Denver, als ich bemerkte, daß der letzte Cent meiner allerdings von Anfang an sehr magern Reisekasse verschwunden war. Proviant hatte ich genug, einige Pumpernickel und mehrere Konservenbüchsen geräucherten Ochsenfleisches.

Mich entmutigte die Geldlosigkeit nicht; ich hatte ja mein Billet, und nebenbei gewährt es solche Selbstbefriedigung, einmal recht sparsam zu reisen. Ueberhaupt hatte ich stets ein fatalistisches Vertrauen in die Vorsehung. Hat diese sich den schlechten Witz erlaubt, einen in die Welt zu setzen, so wird sie auch dafür Sorge tragen, daß man nicht zugrunde geht, pflegte ich mir zu sagen. Dieses blinde Vertrauen kann manchmal in eine Art Va-banque-Spielen ausarten, man sucht förmlich sich in immer verwickeltere Lagen zu bringen, gewissermaßen nur um zu sehen, wie die Vorsehung sich dieses Mal ihrer Aufgabe entledigen wird. Doch gebe ich jedem — sei er Freund oder Feind — den guten Rat, sich lieber an ordentliche Lebens- und Geldeinteilung zu halten; denn bei dem Va-banque-Spielen kommt man doch manchmal in Lagen, wo der Spaß aufhört und man beten lernt und wo es gut ist, wenn Verwandte oder gute Freunde der Vorsehung ins Handwerk pfuschen ....."

Den größten Eindruck hinterläßt wohl die nur fünfseitige Skizze: „Das tote Leadville", Pneumonia City, wo alle die Opfer der Minen Revue passieren. „Beinahe so rasch wie (in diesen pilzgleich aus dem Boden geschossenen Städten) die Häuser der Lebendigen sich erhoben, bildete sich an anderer Stelle eine Stadt der Toten unter der Erde." Man denkt an Manzonis berühmtes Pestkapitel in den Promessi sposi! Der diese fünf Seiten geschrieben, der hatte es nicht nötig, sich novellistisch zu versuchen.

Dr. Eugen Ziegler, Lenzburg.

E Vatter!

Ha churzi Zyt my Vatter gha:
Wie ha-n-i chönne blange,
Wenn andri Chind a Vatters Hand
Der bluemig Wäg sy gange...

Sit denn isch jitz mängs Jahr verby —
Gottlob, jitz mueß keis blange:
Jitz wüsse drü mit chruuse Haar,
Worum si a mer hange!

Walter Morf, Bern.

Redaktion: Dr. Otto Waser, Dr. Maria Waser, Zürich.